

Da kommen die Apostel zu Jesus mit einer an sich durchaus sinnvollen Bitte: „Stärke unseren Glauben!“ (V 5b) Doch dann erhalten sie von Jesus eine unerwartete und heftige Abfuhr: „Wenn ihr Glauben hättet wie ein Senfkorn...“ (V 6a) Im Klartext heißt das: Sie haben eigentlich so viel wie gar keinen Glauben. Und das wirft Jesus nicht irgendjemandem vor, sondern seinen Aposteln, Leuten, die wegen ihm alles aufgegeben haben, um ihm nachfolgen zu können!

Wenn wir unser Evangelium einmal im Kontext des Lukasevangeliums anschauen, dann gehen dort unmittelbar heftige Forderungen Jesu voraus. Er warnt da z.B. davor, zu einem Ärgernis zu werden: „Es wäre besser für ihn, man würde ihn mit einem Mühlstein um den Hals ins Meer werfen, als dass er für einen dieser Kleinen zum Ärgernis wird. (V2) Oder über ein Gemeindeglied: „Und wenn er sich siebenmal am Tag gegen dich versündigt und siebenmal wieder zu dir kommt und sagt: Ich will umkehren!, so sollst du ihm vergeben.“ (V4)

Die Jünger fühlen sich damit offensichtlich deutlich überfordert; das können sie nicht, das ist für sie zu schwer. Und jetzt erscheint die Bitte am Anfang unseres heutigen Evangeliums als eine logische Konsequenz: „Stärke unseren Glauben.“

Jetzt wird auch etwas deutlicher, um was es bei dieser Bitte geht. In Anbetracht ihrer eigenen Unzulänglichkeit und Defizite wollen sie, dass Jesus sie noch mehr lehrt, dass er ihnen beibringt, was sie noch alles tun können, um noch besser zu werden, wie sie es anstellen sollen, damit sie noch etwas perfekter agieren können; sie erwarten von Jesus, dass er ihnen noch mehr Wissen vermittelt. Jesus soll ihnen ihr eigenes „Nichtkönnen“ beseitigen.

Aber Jesus spürt hinter dieser Bitte der Apostel eine Gefahr. Sie betrachten den Glauben als etwas, das sie selber machen können oder gar müssen, für das sie sich nur genügend anstrengen, Riten und Rituale lernen, Traditionen entwickeln und pflegen müssen, dann wird das schon. Doch ein solcher Glaube ist aber dann letztlich nichts anderes als ihre persönliche Leistung, ihr eigenes Produkt, etwas, das von ihrem Wissen, ihrem Können, ihren Fähigkeiten, ihrem Vermögen abhängt. Und genau dagegen wehrt sich Jesus vehement. Denn das sind die Anfänge eines typisch pharisäischen Glaubensverständnis. Denn die waren davon überzeugt, dass sie sich nur genügend Mühe geben müssen, dann ist ihnen das Heil sicher.

Doch der Glaube, den Jesus selber gelebt und verkündet hat, ist etwas total anderes. Sein Glaube besteht aus nichts anderem als aus seiner vollkommenen Offenheit für den Vater, der so in ihm und durch ihn wirken konnte. Es war der Vater, der durch ihn sichtbar und erfahrbar geworden ist, es war seine intensive Verbindung zum Vater, die so eng war, dass er im Johannesevangelium einmal formulieren kann: „Wer mich gesehen hat, der hat den Vater gesehen.“ (Joh 14,9)

Und weil es eben Gott ist, der im Glaubenden handelt, kann man einen solchen Glauben gar nicht machen, und in der Folge dann auch nicht stärken, sonst wird dieser sofort zum Menschenwerk, und genau das kann und darf es niemals sein. Exakt in diese Richtung verweist auch sein Bild vom Maulbeerbaum. Einen Maulbeerbaum samt seinen Wurzeln ins Meer verpflanzen, das kann kein Mensch, aber Gott kann es. Und auf sein Wirken, auf sein Handeln allein kommt es an.

Mit diesem Glaubensverständnis wirft Jesus aber jetzt sofort eine weitere Frage auf, die sich fast zwangsläufig aus seiner Antwort ergibt: Wie kann denn jemand so offen werden, dass Gott durch ihn handeln kann?

Genau darauf antwortet er mit dem Bildwort vom Knecht; im Originaltext ist hier die Rede von einem Sklaven. Der tut einfach seine Arbeit, ohne daraus irgendwelche Ansprüche oder Dankbarkeiten geltend machen zu wollen. Dort wo Gott wirklich als Herr anerkannt wird, wo sein Wille absolut verbindlich ist, wie eben der Wille eines Herrn gegenüber seinem Sklaven, genau dort wird das Handeln Gottes in einem Menschen wirksam, wird seine heilende und rettende Macht erfahrbar.

Das bedeutet nun nicht, dass die Jünger jetzt ihre Hände gemütlich in den Schoß legen dürfen, weil ja Gott alles tut. Nein, ihr Mitwirken ist sehr wohl wichtig und unverzichtbar. Die Apostel haben sich ja große Mühe gegeben bei der Verbreitung des Glaubens; ich denke hier nur an die ausgiebigen Missionsreisen eines Apostels Paulus. Doch gerade von dem stammt die berühmte Aussage: „Ich habe gepflanzt, Apollos hat begossen, Gott aber ließ wachsen. So ist weder der etwas, der pflanzt, noch der, der begießt, sondern nur Gott, der wachsen lässt.“ (1 Kor 3,6f)

Auf was Jesus heute im Evangelium seine Apostel aufmerksam macht, ist eine feine, aber eminent wichtige Akzentverschiebung, die auch und gerade für uns heute bedeutsam sein könnte.

Wir erliegen gerne der Illusion, wir könnten durch möglichst raffinierte und attraktive Methoden den Glauben stärken, wir müssten uns nur geschickt genug anstellen. Und wenn unser Engagement nicht genügend honoriert und ästiniert wird, dann werden wir sauer und sind eingeschnappt ob soviel Undankbarkeit. Doch spätestens dabei wird sichtbar: Es geht um uns, um die Anerkennung unserer Leistung, unseres Engagements.

Damit werden wir selber zur Grenze für das Wirken Gottes. Wenn aber Gott tatsächlich durch uns wirksam werden kann, dann bleibt nur noch die Feststellung: „Wir sind unnütze Knechte; wir haben nur unsere Schuldigkeit getan.“ (V 10)

Deshalb lohnt es sich, sich immer wieder einmal zu vergewissern, dass uns nicht dasselbe passiert wie den Aposteln im Evangelium. Dort, wo wir so offen werden, dass Gott selber durch uns handeln kann, dort wird ein etwas ungewöhnliche Jesuswort für uns zu einer konkreten Wirklichkeit:

„Wer an mich glaubt, wird die Werke, die ich vollbringe, auch vollbringen und er wird noch größere als diese vollbringen, denn ich gehe zum Vater.“ (Joh 14,12)